

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 217 (1944)

Artikel: Die Skier

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Skier.

Mit dem Kolben seines Gewehrs schlug der Sergeant ein paarmal gegen die Tür und warf bereits seine Skier ab. Er durfte durch nichts gehindert werden, wenn gleich die Tür aufging. Es hing zuviel davon ab — von diesem Augenblick. Seine Winchesterbüchse lag jetzt im Anschlag an seiner Hüfte.

Obwohl der Schnee an diesem ganzen Nachmittage in selbst für Alaska ungewöhnlich großen Flocken fiel und alle Spuren verwischte, war er überzeugt, daß Jean Lenoir in dieser Blockhütte sein mußte. Es war die einzige Chance für den Verwundeten und Erschöpften, den er Hunderte von Meilen verfolgt hatte. Er sollte während eines Festes in Fort Norman, mehr nach dem Süden zu, im Streit einen Kameraden erschossen haben und war auf dem Transport nach Klondike entflohen — ein wahnsinniger Versuch.

Die Stille, die auf das Klopfen des Polizisten folgte, bestärkte ihn nur in seiner Vermutung. Und er war auf seiner Hut.

Schon war er im Begriff, die Tür mit dem Kolben einzuschlagen, als sie von innen geöffnet wurde.

Die Erscheinung dieser Frau in der Türöffnung überraschte den Eindringling. So hoch im Norden traf man wenig Frauen. In diesem Moment, in dem der Schneesturm an ihm vorbei in die Hütte jagte und die Frau, ihn still anstarrend, mühsam die Tür festhielt, schien sie ihm überirdisch schön.

Sie mußte eine französische Kanadierin sein. Die Pelzjäger nannten sie „Einsame Schneeblume“, wie der Fremde später hörte.

Mit seiner linken Hand schob er die Tür vorsichtig auf. Die Frau wich zurück, bis zu der Petroleumlampe auf dem Tisch.

„Kommen Sie herein, Fremdling“, sagte sie in dem singenden Tonfall, der bei diesen Frauen ein Erbteil ihrer französischen Vorfahren war.

Der Fremde schloß die Tür und lehnte sich mit dem Rücken dagegen, auf alles vorbereitet. Als er sich schweigend umblätterte und nach einem möglichen Versteck suchte, wurde er von neuem durch die fremdartige Schönheit der Frau

getroffen. Und zugleich durch das verdächtig Ruhige.

Sie stand noch neben der Petroleumlampe, die ihr mattes Gesicht in scharfe Schatten hüllte, wodurch ihre dunklen Augen ganz tief erschienen. So sind Frauenaugen, wenn sie etwas verborgen, dachte der Antömmling. Er nahm seine Pelzmütze ab und warf sie auf eine Bank an der Wand neben sich. Die Frau stand noch immer, in einer Entfernung von ein paar Metern, still am Tisch. Unbeweglich — nur ihre Augen sprachen, als warteten sie auf ein Urteil.

„Ich bin Sergeant bei der berittenen Polizei,“ begann er zögernd, „ich...“

„Wen —“, sie biß sich auf die Lippen, „was sucht der Herr denn hier?“ Der Anfang eines Lächelns erschien auf ihrem Gesicht.

Seine Stimme war nun hart: „Ich suche Jean Lenoir. Er ist hier.“ Die Frau machte zum ersten Male eine Bewegung, eine schnelle Gebärde über ihr schwarz glänzendes Haar.

„Jean Lenoir! Er ist mein Mann! Er — er ist nicht hier!“ Sie schien verwirrt. Beide lächelten nun.

„Aber, Madame, ich bin ihm vom Macmillan-Fluß gefolgt. Ihr... er ist ein Mörder. Er muß hier sein. Und bestimmt, wenn Sie seine Frau sind...“

„Ah, warum denken Sie, daß er hier ist?“ Sie trat auf den Verfolger zu und legte ihre Hand auf seinen Arm. Er mußte hier sein, dachte der Sergeant. Aber wenn sie ihn verbarg, wie konnte sie dann so ruhig sein? So unbefangen lächeln? Er fühlte sich seltsam unsicher, er konnte den unergründlichen Blick nicht ertragen. Ihm war, als ob sie ihn abschätzte. Er schüttelte roh ihre Hand ab und ging auf die gegenüberliegende Zimmerdecke zu. Ein paar Vorhänge hingen dort, der angewiesene Platz.

Wie eine Raube sprang die Frau ihm nach; drehte ihn um, durch einen Ruck an seinem Arm, und blickte ihn an mit einem Gesicht, in dem zum ersten Male die Angst einen Ausweg suchte.

„Dort liegt mein kleines Kind... es ist frant... es schläft... bitte, lassen sie es...!“

Mit seiner linken Hand zog der Mann behutsam den Vorhang ein wenig zur Seite und spähte hinein. Dort lag ein Baby und schlief.

Er ließ den Vorhang wieder fallen und wandte sich um nach der Mutter. Sie lehnte sich weit zurück über den Tisch und lachte zu ihm auf.

„Der Herr glaubt mir nun...?“

Der Sergeant kam sich vor wie ein brutaler Tölpel. Auch fiel ihm plötzlich ein, daß er hier seine Zeit vertrödelte, daß die Frau ihn vielleicht gerade aufhalten wollte. Er glaubte ihr und glaubte ihr auch wieder nicht. Er hatte nicht mit viel Frauen in seinem Leben zu tun gehabt, und sie waren alle so rätselhaft.

Der Sturm hatte sich etwas gelegt. Er stand draußen mit der Hand am Türpfosten. Neben ihm stand sie. Er fühlte sich nicht überzeugt, nicht zufrieden, aber setzte langsam seine Pelzmütze auf. Nachdenklich blickte er einen Moment auf die Skier vor der Tür, berührte sie mit dem Fuß...

Plötzlich kam der Frau neben ihm ein furchtbarer Gedanke. Es zitterte in ihrer Stimme, als sie seinen Arm griff und leuchend, halb lachend sagte:

„Der Herr sieht nach den Skier? Ich ließ sie draußen stehen. Sie gehören mir...“

O, sie hatte sie draußen stehen lassen?... Ja, das könnte sein, natürlich, das war möglich...

Doch eiskalt wandte er sich ihr zu.

„Sie ließen sie draußen stehen, Madame?“ denn nun wußte er.

Er ging in die Hütte zurück und warf alles durcheinander. Hinter dem Bett des Babys — fand er Lenoir. Bewußtlos vor Erschöpfung und gewiß auch vor Angst.

Ihren Blick sollte der Sergeant nicht mehr vergessen. Eine Frau, die verraten hatte — gerade in ihrem Versuch zu retten.

Die Skier, die sie in ihrer Angst, er könnte sie für diejenigen ihres Mannes halten, die ihrigen nannte — waren ja seine eigenen!

„Mutti, heut hat der Herr Lehrer mit mir ganz allein gesprochen.“ „Was hat er denn gesagt, Peter?“ „Er hat mich gefragt, ob ich noch mehr Geschwister hätte. Da hab ich gesagt: Nein, ich bin der einzige.“ „Und was hat der Herr Lehrer darauf geantwortet?“ „Gott sei Dank!“

Seltsame Unfälle.

Von Ralph Urban.

Der Sergeant Logelin machte auf dem Gendarmerieposten eines Dorfes in der Umgebung von Dijon Dienst. An einem kalten Wintermorgen kehrte er von einem Patrouillengang zurück. Er betrat den Dienstrauum und ging gleich auf den großen, eisernen Ofen zu, dessen herabgebrannte Glut er mit einem tüchtigen Arm voll Holz neu belebte. Er erwärmte sich die erstarrten Hände, bis die Platte des Ofens zu glühen begann. Dann erst legte er ab und machte es sich bequem. Die Ledertasche mit dem gesicherten Revolver hängte er wie immer an ihrem Riemen auf einen Haken des Kleiderrechens, der sich schon deshalb in der nächsten Nähe des Ofens befand, damit durchnässte Kleidungsstücke möglichst rasch trocknen könnten.

Sergeant Logelin öffnete das Fenster, ergriff die Waschschüssel und spritzte auf. Dann ging er den Besen holen. Als alter Soldat liebte er die Ordnung über alles. Er betrat den Hof, nahm den Reisbesen aus seiner Ecke und wollte damit in die Stube zurückkehren, als ihm die Bauernfrau von nebenan über den Zaun zuriess, ob er nicht frischgelegte Eier kaufen wollte.

„Warum auch nicht?“ meinte der Gendarm, der noch nicht gefrühstückt hatte, und griff nach der Geldbörse. Da ihn der Besen dabei behinderte, warf er ihn kurzerhand wie einen Speer in die Dienststube hinein. Drinnen rumorte zwar etwas, aber auf einem Gendarmerieposten pflegen sich nicht Vasen oder ähnliche stoßempfindliche Gegenstände aufzuhalten. Der Sergeant erstand also mit Ruhe die Eier, unterhielt sich noch eine Weile mit der Nachbarin und ging dann wieder hinein. Im Augenblick aber, da er die Tür öffnete, trachte ein Schuß und durchbohrte ihm den linken Arm. Sein eigener Dienstrevolver hatte ihn angeschossen. Schuld daran war der Besen.

Nachher stellte sich folgender Sachverhalt heraus: Als der Sergeant den Besen in das Zimmer warf, flog dieser mit Wucht schräg gegen die Wand und setzte die dort hängende Revolertasche in derartigen Schwung, daß die Pistole aus dem unverschlossenen Futteral auf die glühende Ofenplatte stürzte, wo sie liegen blieb.